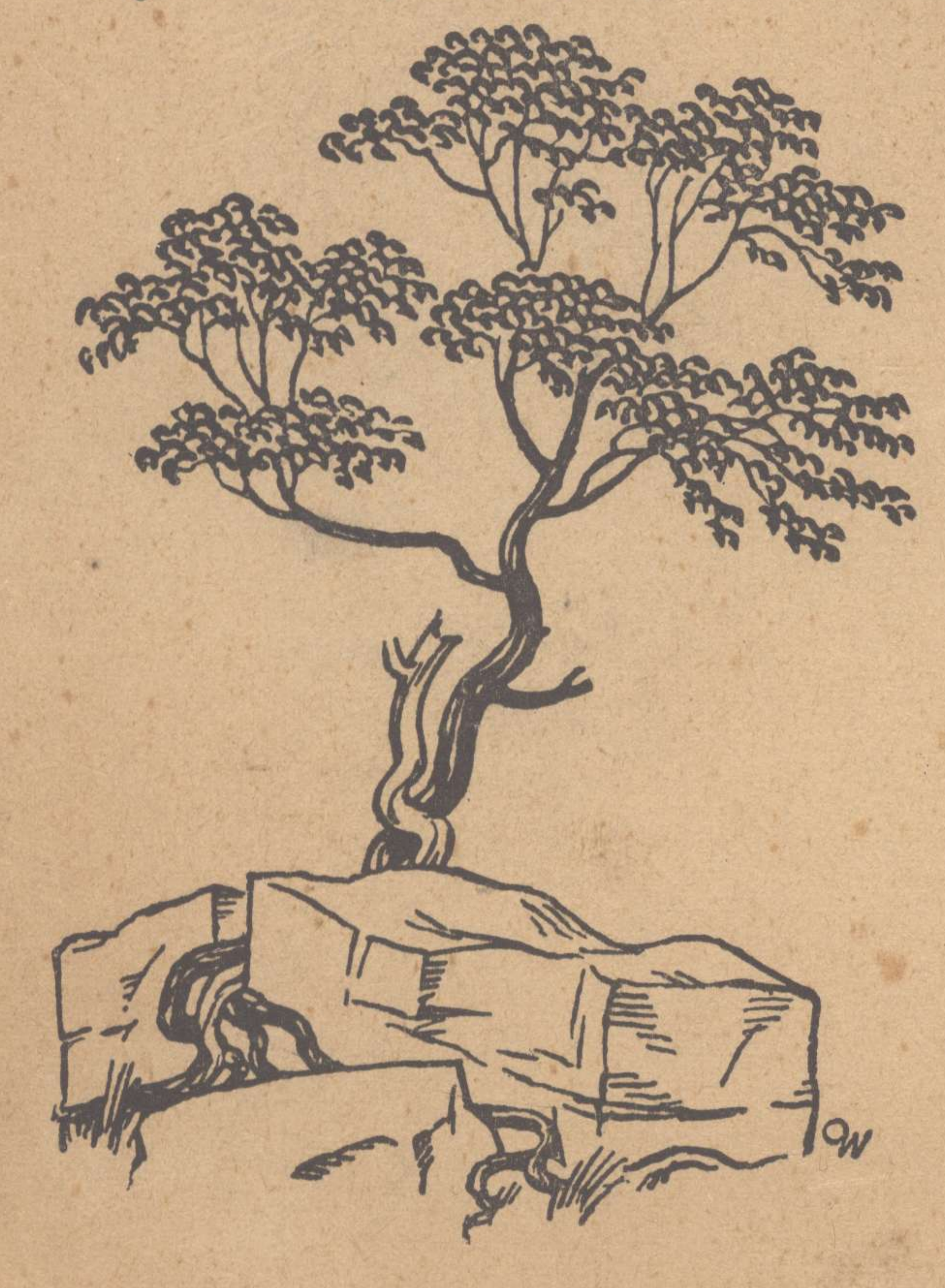
HANS BARTMANN

Kämpfende Schöpfung



NORDLAND VERLAG / BERLIN


NORDLAND-BÜCHEREI



Hans Bartmann

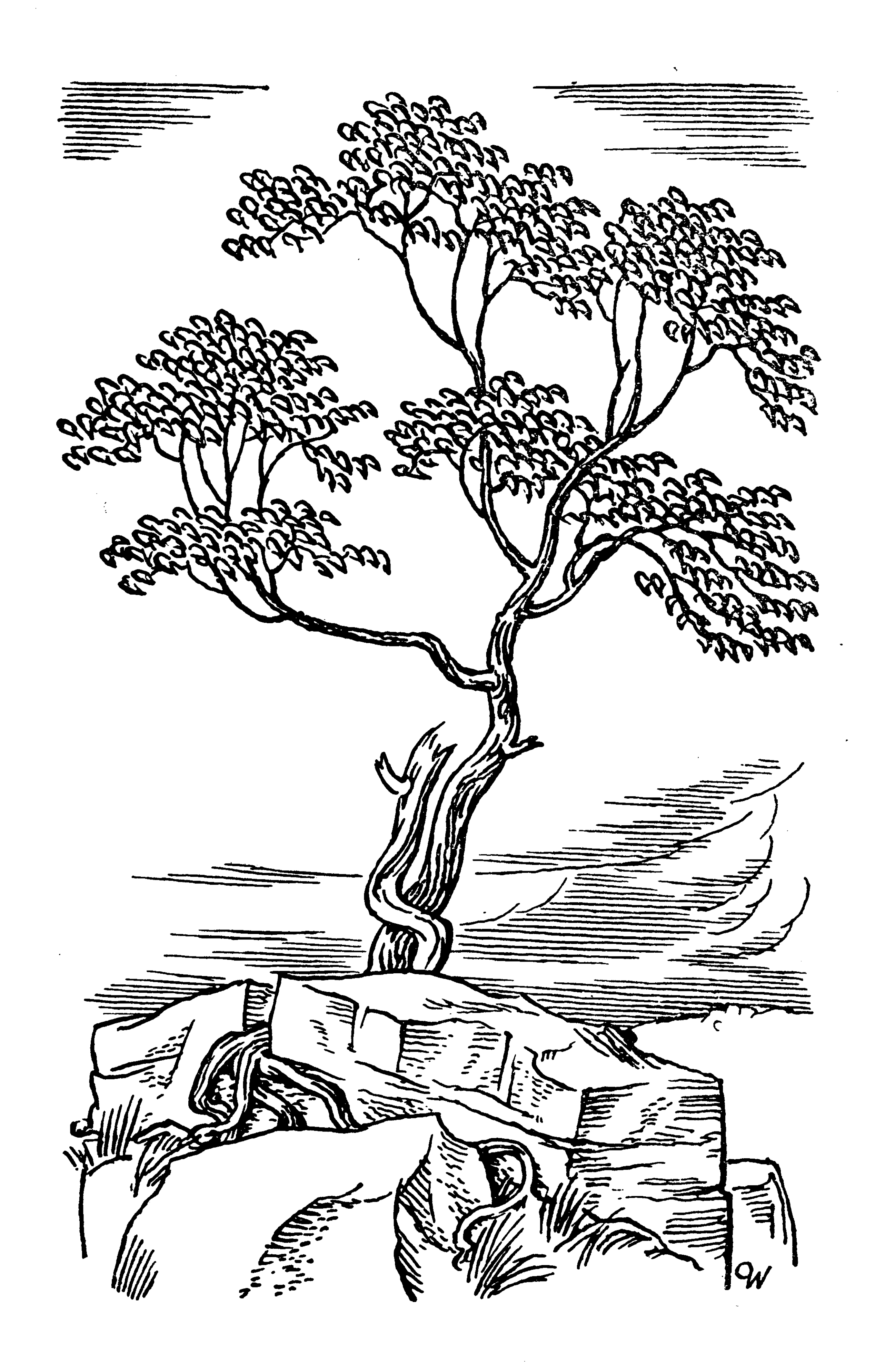
Kämpfende Schöpfung

NORDLAND VERLAG / BERLIN

Nordland-Bücherei / Band 25

Druck: Wilhelm Limpert, Berlin

Inhaltsverzeichnis



Es wächst ein Lindenbaum...

Wo das Wasser vom Kalkesborn plätschernd in die Tränkrinne für das Vieh fällt, beginnt das Riff. Seine Felsen entstanden in den Fluten des Devonmeeres. Vor vielen Millionen Jahren.
Das Meer aber blieb nicht an dieser Stelle der Erde. Nach langen Zeiten flossen seine Wasser ab. Die Felsen jedoch blieben und ragten nun trotzig und hart in den Himmel hinein.
Es wehten sandführende Winde über das Land. Zwischen dem Gefels des Riffes lagerte sich der Sand höher und höher. Jahrtausende lang. Schließlich überdeckte er das ganze Riff. Aber es kamen weitere Jahrhunderttausende, die den Sand abtrugen und fortschwemmten. Die Felsen aber blieben.
Jahrhunderte, Jahrtausende, Jahrmillionen gingen dahin. Menschen mit Steinbeilen und ängstlich behüteten Feuern wohnten in den Höhlen des Riffs. Feuerschlünde zerrissen das Gestein und spien glühende Asche gen Himmel. Aber die Feuerschlünde der Erde schlossen sich wieder, die Menschen starben, und ihre Nachkommen zogen fort aus den Höhlen des Riffes.
Die Felsen aber blieben stehen.
Wieder vergingen die Jahre. Andere Menschen lebten am Fuße des Riffs. Im Schatten einer Linde hielten sie Gericht. Auch diese Geschlechter starben, von der

Linde überdauert. Doch auch die uralte Gerichtslinde brach nach Jahrhunderten zusammen.
Die Felsen aber stehen steil und fest.
Von der alten Linde wehte der Wind einen Fruchtstand in einen Spalt eines Riffelsens. Ein einziger Same war nur mehr daran. Das kleine Pflanzenwesen wußte natürlich nicht, wo es gelandet war. Aber da es mit der Zeit die Feuchtigkeit der Erde spürte, die in dem Felsspalt sich gesammelt hatte, sprengte es die Samenschale. Die Lagerstelle war schön geschützt. Und Boden, der Nahrung gab, war auch vorhanden. Also schnell die Wurzeln hinein. Und wachsen, wachsen...
Doch es ist Felsengrund, auf dem die kleine Lindenpflanze steht. Die Nahrung des spärlichen Erdreiches der Felsspalte ist bald aufgebraucht, und die Wurzel kann nicht in die Tiefe dringen.
Eine Getreidepflanze hätte hier verdorren müssen. Aber die junge Linde läßt sich so schnell nicht unterkriegen. Sicher, hier ist auf die Dauer nicht genug Nahrung zu holen. Darum treibt sie Wurzeln. Lange, dünne Fäden. Am Felsen entlang. Hier und dort finden die Wurzelfäden ein wenig Erdreich, zwischen die Felsen gelagert. Was die Erde da an Nahrung gibt, holen sie heraus und wachsen weiter. Suchen nach Boden, der genügend Nahrung gibt auf lange Zeit. Und endlich haben sie tiefen Boden gefunden. Nun hat die Sorge ein Ende. Der Lindenbaum wächst.
Der in die Höhe strebende Baum braucht aber auch breiteren Raum. Die Felsenspalte wird ihm zu eng. So nimmt er den Kampf auf mit dem Felsen. Der Lindenbaum, vor wenigen Jahrzehnten aus dem win-

zig kleinen Samen gewachsen, kämpft mit dem Felsen, der seit Jahrmillionen trotzig und stark in diesem Lande steht. Der Baum kämpft zäh und hart. Er drückt die Teile des Felsens Jahr für Jahr ein ganz klein wenig auseinander. Und, wenn nicht alles trügt, werden die Felsenteile eines Tages zur Seite stürzen. Der Baum wird Sieger sein.



Das Moor wächst

Auf der Sudauer Flur steht eine hohe Kiefer mit einem riesigen Schirmdach. Sie ist uralt und hat sich auf dem sandigen Boden ihr Leben lang hart durchkämpfen müssen wie all ihre Schwestern hier. Jetzt hat man eine weite Waldfläche rund herum kahl geschlagen. Sie allein blieb stehen. Nun bekommt sie Sonnenlicht in Menge. Ihre weitverzweigten Wurzeln finden im Boden genügende Nahrung.
Aber es sind auf dem Kahlschlag nicht nur die Bäume verschwunden. Auch unten auf dem Boden ist eine Veränderung eingetreten. Fast alle die seit Hunderten von Jahren dort lebenden Kleinpflanzen sind ebenfalls fort. Ganz andere Arten wachsen jetzt unter der Kiefer. Es dringt von den Randwäldern des Kahlschlages die Heidelbeere bis in das Buschwerk der Lichtung vor; Schattenblumen und die weißen, siebenstrahligen Blüten des Siebensterns kommen in den Gebüschen bis nah an die Kiefer heran.
Und wie auf der Waldblöße, so hat sich auch im Innern des Bodens mancherlei geändert. Dort unten im Boden kämpfen Milliarden winzig kleiner Spaltpilze, Milliarden von andern Pilzen, Milliarden von Urtierchen um ihr Leben. Milliarden und aber Milliarden stellten bereits ihre Lebenstätigkeit ein. Aus welchem Grunde, werden wir bald erkennen.

Weil die Arbeit dieser Kleinstlebewelt des Waldbodens ruht, darum wird die Kiefer in letzter Zeit so häufig durch allerlei Schwierigkeiten in der Nahrungsaufnahme gequält. Wenn auch die Kiefer jetzt die Alleinherrschaft zu besitzen scheint auf der weiten, kahlen Fläche: ihr Leben ist hart bedroht.
Eigentlich ist das recht merkwürdig. Die riesige Kiefer ist abhängig von diesen kleinen, unsichtbaren Lebewesen des Erdbodens. Es ist aber wirklich so. Diese kleinsten Tiere und Pflanzen geben dem Erdboden das Leben. Sie machen, daß der Boden atmet wie wir alle. Und sie sind es, die die vielen toten Tier- und Pflanzenreste immer wieder und immer weiter zerlegen, so daß sie alle wieder zu der Erde werden, die sie ursprünglich waren, und damit wieder Nahrung werden für neues pflanzliches Leben.
Ungestört hatte diese Kleinlebewelt des Bodens jahrtausendelang ihre Arbeit getan. Alle Jahre hindurch fielen die toten Kiefernadeln zur Erde. Dort unten auf dem Waldboden lagen viele Schichten solcher Nadeln übereinander. Aber je tiefer die Schicht lag, je länger sie also bereits in dem Machtbereich jener kleinen Lebewesen des Waldbodens war, desto weiter waren diese Nadeln schon zerlegt, desto näher waren sie der endlichen Zurückführung in Humuserde.
Nun hatten die Menschen die Waldblöße geschlagen, mehrfach sogar. Und seitdem kämpfen viele Milliarden der kleinsten Lebewesen um ihr Dasein. Sie können diese starke Besonnung nicht vertragen. Sie leiden ebenso unter der Windwirkung des Kahlschlages. Viele Arten von ihnen haben seit langem ihre Arbeit eingestellt. Es ist auch niemand sonst da, der diese

Arbeit tun könnte. So bleibt sie ungetan. Die Zersetzung der toten Pflanzenteile ist unterbrochen und gehemmt, kann nicht mehr völlig durchgeführt werden. Die Zusammensetzung des Bodens wird eine andere.

Diese neue Zusammensetzung des Bodens konnten die Pflanzen des Waldbodens, die seit langem hier Heimatrecht genossen, nicht vertragen. Sie haben lange um ihr Dasein gekämpft, — manche mit einer Zähigkeit, die unsere Bewunderung wecken könnte. Aber sie mußten weichen. Dann kamen die anderen Pflanzen, denen die neue Zusammensetzung des Bodens besser zusagt: Heidelbeere, Schattenblume, Siebenstern. Ihr Kommen bedeutet: der Boden wird sauer. Dieses Sauerwerden des Bodens ist nicht nur für die kleinen Pflanzen unten auf dem Boden von Bedeutung; es bringt auch der hohen, uralten Kiefer mit dem weiten Schirmdache Gefahr.

Unter der Kiefer hat sich jetzt wieder ein neues, kleines Pflänzchen angesiedelt. Ein Moos ist es. Aber es ist von etwas anderem Aussehen als die Moose, mit denen die Kiefer bisher Bekanntschaft machte und sich gut vertrug. Es muß also wohl eine Moosart sein, die den sauren Boden gut vertragen kann und auch die Feuchtigkeit liebt; denn die alte Kiefer steht nicht gerade an einem sehr trockenen Platze.

Das Moos unter der Kiefer hat sich festgesetzt und wächst, wächst in die Höhe, wächst in die Breite. Fast um eine Daumenbreite wird das Moospolster jedes Jahr höher. So eine Daumenbreite bedeutet zwar im Vergleich zu der großen Kiefer nichts. Aber für ein kleines Moos ist das eine Leistung.

Und mit dem Wasser hat das Moos einen besonderen Bund geschlossen. Auch in den trockensten Monaten ist es noch angefüllt mit großen Wassermassen. Zwischen den lebenden Zellen der Moospflanzen sind in großer Zahl tote Zellen vorhanden. Das sind die Zisternen des Mooses. Wenn es regnet, füllen sie sich mit Wasser. Dieses Wasser halten sie zäh fest. Mit aller Gewalt wehren sie sich gegen die Abgabe. Je mehr Wasser dieses Polster in sich birgt, um so besser wächst es.

Es sind nun bereits mehrere solcher Moospolster unter der Kiefer vorhanden. Alle wachsen sie mit großer Geschwindigkeit. Einige dieser Polster sind miteinander verschmolzen und wachsen nun als neue Einheit weiter. Bald wird der ganze Boden um den Kieferstamm herum mit diesem Moos bedeckt sein.

Für die Kiefer werden die Beschwerden bei der Nahrungsaufnahme immer ärger. Und ihre Wurzeln leiden Atemnot. Die Moospflanzen aber wachsen. Sie wachsen oben stets weiter und sterben unten ab. Diese abgestorbenen Teile und das viele, viele Wasser und die lebenden, ebenfalls wassergetränkten Moospolster bilden eine Schicht, die keine Luft mehr in den Boden hineinläßt. Die Wurzeln der Kiefer aber brauchen Luft. Sie müssen atmen. Das kleine Moos raubt den Wurzeln der uralten, hohen Kiefer die Luft. Und die Kiefer ist wehrlos in diesem Kampfe. Das Moos schneidet ihr die Luftzufuhr immer mehr ab! Gemeiner *Meuchelmord* ist *das! Die Kiefer* lebt hier seit über hundert Jahren. Ihre Vorfahren haben das Land seit tausend Jahren im Besitze. Jetzt kommt dieses erbärmliche Moos und raubt den Wurzeln der Kiefer

die Luft! Und sie kann sich dagegen nicht einmal wehren! Luft brauchen die Wurzeln! Luft! Sonst können sie ihre Arbeit nicht mehr leisten. Luft! Die Wurzeln ersticken!
Die Kiefer kämpft um ihr Leben. Jahr für Jahr. Aber Jahr für Jahr wird der Kampf aussichtsloser. Zweig um Zweig, Ast um Ast gehen zugrunde. Schließlich ist die Kiefer völlig erstickt, gänzlich hingemordet. In den kommenden Jahren fallen Ast auf Ast von ihr herunter in die wassergetränkten Moospolster. Schließlich stürzt auch der Stamm in sich zusammen, sinkt in das feuchte Moos. Die Moospolster aber wachsen weiter Jahr für Jahr, überwuchern die Kiefernreste und schließen sie ab von der Außenluft.
Das Torfmoos wächst weiter, Jahr für Jahr, Jahrzehnt um Jahrzehnt, Jahrhundert um Jahrhundert. Was nicht mit ihm Schritt halten kann, wird überwuchert und erstickt. Eine Daumenbreite schiebt sich die Torfmoosmasse jährlich in die Höhe. Auch nach den Seiten hin vergrößert sie sich ständig.
Ungeheure Wassermassen sind in den riesigen Torfmoospolstern gespeichert. In der Mitte sind die Wassermengen am größten. An den Rändern raubt die Umgebung stets mancherlei von dem Wasservorrat. In der Mitte wächst darum das Moos am besten. Hier ist es zudem am ältesten. So kommt es, daß die breite Torfmoosfläche gewölbt ist wie ein Uhrglas. Hochmoor nennen es die Menschen.
Das Moor wächst. Die unteren abgestorbenen Teile der Torfmoospflanzen sind vom Sauerstoff der Luft abgeschnitten. Sie verwesen und verfaulen darum nicht, sondern verrummeln nur, werden zu Torf. Die

oberen Teile aber wachsen weiter. Was nicht mitwächst, wird vernichtet. Ein riesiges Wettewachsen geht durch die Jahrhunderte des Hochmoores. Nur wer mitwachsen kann, bleibt am Leben. Die Preiselbeere schafft es. Sie schiebt mit dem Torfmoos ihre Spitze Jahr für Jahr höher. Auch das Wollgras schafft es. Es setzt seinem Wurzelstock jedes Jahr eine Stufe auf. Und wie diese beiden, so halten auch Rauschbeere und Sumpfporst und Rasenbinse gleichen Schritt. Auch Rosmarienheide blüht jährlich zweimal im Moor. Wettewachsen! Jahr für Jahr. Jahrzehnt um Jahrzehnt. Jahrhundert um Jahrhundert. Pflanzen aus der Kiefernzeit sind hier nicht mehr zu sehen. Sie haben viele Jahre lang hart und zäh um ihr Leben gekämpft. Keine einzige von ihnen hat sich kampflos in ihr Schicksal ergeben. Der Sauerklee hat seinen sonst waagerechten Wurzelstock nunmehr senkrecht nach oben wachsen lassen. Jahrzehnte hat er noch durchgehalten, dann unterlag auch er, unterlag wie alle anderen Pflanzen, die für Dauerwettewachsen nicht eingerichtet sind.
Doch ein paar Pflanzen sind noch im Moor, die das Wettewachsen nicht mitmachen und doch durchhalten. Sie lassen sich einfach von den Moospolstern tragen. So kriecht die zierliche Moosbeere mit ihren fadenförmigen Stengeln über die Moospolster. So liegt auch die Blattrosette des fleischfressenden Sonnentaues auf der Oberfläche des Moores. Bei ihm glänzt auf allen Blättern an den Köpfchen der Haare ein Saft, der die Mücken zum Schmaus einlädt, sie dann aber durch seine Klebrigkeit festhält. Gar bald ist dann die Beute mit Verdauungssäften übergossen, getötet und auf-

gelöst. Dieser Saft mit dem aufgelösten Tierfleisch ersetzt dem Sonnentau die im Moorwasser fehlenden Nährstoffe.
Jahrtausende hindurch ist das Moor gewachsen! Ungeheure Wassermassen haben sich in ihm angesammelt. Wasserlöcher, Moorschlenken, Mooraugen haben sich in Mengen gebildet.
Da bauen die Menschen für ihre Schiffahrt einen breiten Kanal mitten durch das Moor. Langsam sickert alles Wasser nach dort ab. Immer mehr Feuchtigkeit müssen die Torfmoose abgeben. Sie sträuben sich dagegen. Sie wollen das Wasser festhalten mit aller Kraft. Doch auf die Dauer nützt ihnen alles Sträuben nichts. Die Moospolster werden trocken. Das vertragen sie nicht. Jetzt ist auch ihre Lebenszeit abgelaufen. Das Moor stirbt. Seine Oberfläche ist in jedem Jahr zwischen Frühjahr und Herbst über und über bedeckt mit den weißhaarigen Fruchtstämmen des Wollgrases. Das Torfmoos aber wächst nicht mehr. Moorbirke und Moorkiefer siedeln sich nun auf ihm an.
Dann kommen eines Tages Menschen ins Moor und stechen den Torf. Schicht um Schicht bauen sie ab, bis sie zu unterst auf den weißen Sand stoßen, in dem einst vor Jahrtausenden Kiefern wurzelten. Drei Meter hoch ist die Wand vor ihnen. Drei Meter, so tief haben sie hier den Torf abgebaut. Und während diese Torfstecher Schicht um Schicht hier abbauen, kommen vergangene Jahrtausende wieder ans Tageslicht. Fasriges Wollgras, das durch alle Jahrhunderte Schritt hielt im Wettewachsen mit dem Torfmoose, zieht sich in der Wand des Torfstiches von unten nach oben. Immer wieder macht es den Torfstechern ihre

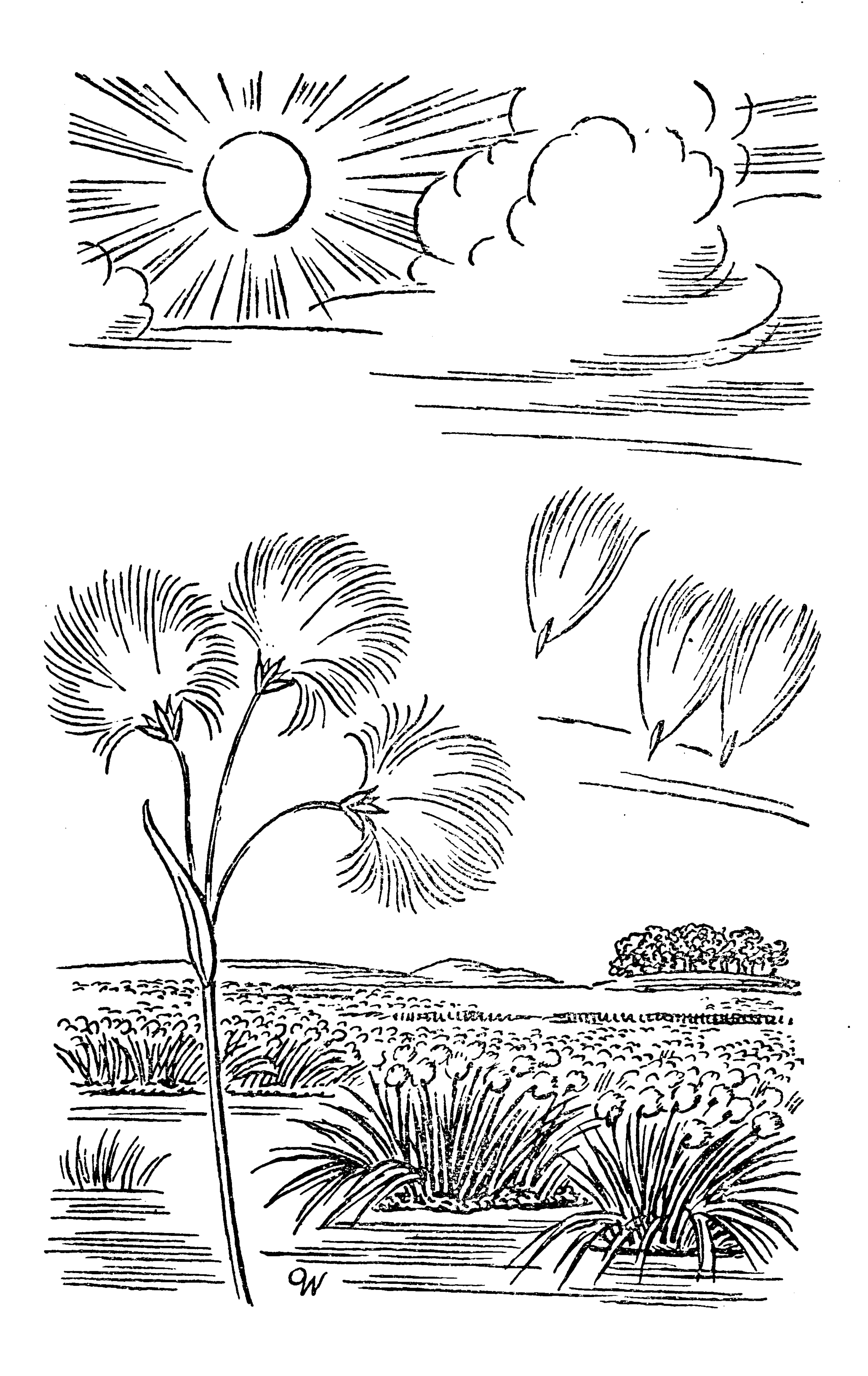
Arbeit schwer. Hier und dort fallen die strohigen Halme des Rüschengrases auf. Den Hauptteil aber bilden die weichen Torfmassen.
Unten in der Tiefe, wenig nur über dem weißsandigen Grunde, stoßen die Torfstecher auf die Kiefer, die von dem Moose erstickt wurde. Ihre Rinde ist rot, ihr inneres Holz ist gelb. Immer noch ist sie so hart, als wäre sie frisch gehauen. Jahrtausende hindurch hat sie ihre Härte bewahrt. Dagegen sind die Birkenstämme, die die Torfstecher auch viel dort finden, weich und durch und durch von roter Farbe.
Hier und dort in der drei Meter hohen Wand des Torfstiches sind Schichten, die nicht vom Torfmoos, sondern von Heidekraut gebildet sind. Also ist das Hochmoor schon des öfteren, vielleicht Jahrhunderte hindurch, tot gewesen. Heidekraut ist auf ihm gewachsen. Dann aber ist doch wieder eine Zeit gekommen, in der das Torfmoos genug Wasser fand, um seine Herrschaft von neuem anzutreten. Was bedeutet ein Jahrhundert für ein Moor! Wer weiß, vielleicht ist auch der Kanal der Menschen in einigen Jahrhunderten längst zerfallen und wieder zugewachsen. Und das Hochmoor wird weiter wachsen...

Wollgrasflöckchen im Wind . . .

Weite Stille liegt über dem Moor. —
Und doch schwebt ein Lied darüber hin.

> „Ein leises Lied, ein stilles Lied,
> ein Lied, so leis und so lind.
> Wie ein Wölkchen, das über die Bläue zieht,
> wie ein Wollgrasflöckchen im Wind."
>
> Hermann Löns

Wessen Ohren fein sind und scharf, der kann es erlauschen, dieses leise Lied unserer weißflockigen Moore. Die Wollgrasbüschel singen es vom Frühjahr bis zum Herbste, singen es, während ihre Samen reifen.
Ein Märchen erzählen diese Wollgrasmütter ihren Samenkindern in dieser Zeit, da sie den Heranwachsenden voll Eifer das seidenweiche Kleid spinnen, jenes besonders für sie angelegte Kleid, das sie hinaustragen soll in die Welt des harten Kampfes. —
Es war einmal — — —.
Aber dieses Märchen der Wollgrasmütter ist Geschichte. Es ist tatsächliche Geschichte, die die Urahnen einst erlebt haben, allerdings vor vielen, vielen Jahrtausenden.
Und eben diese Geschichte ist es, die in jedem Jahre, das da kommt, die Wollgrasmütter ihren zahlreichen Kindern erzählen, damit auch die kommenden Ge-



schlechter wissen, wie die Vorfahren für sie gekämpft, als sie mit aller Kraft um die Erhaltung des Erbgutes gerungen.
Es war einmal — — —.
Es gab wirklich einst eine Zeit, da wuchsen auf unsern deutschen Mooren keine Wollgrasbüschel, die das dunkle Moor zum weißschäumenden Meere machen.
Wollgräserheimat ist der ferne Norden.
Wollgräser lieben Nässe und Kälte.
Weit, weit im Norden ist das Land ihrer Urväter. Sie gehören zu den am weitesten gegen das ewige Eis vorgeschobenen Posten der Pflanzenwelt.
Wenn dort im äußersten Norden zur Zeit der Mitternachtssonne Schnee und Eis schmelzen und die Erde unter ihnen für wenige Wochen frei geben, dann wachsen und blühen hier in all den Tümpeln die Wollgräser und tragen Frucht.
Es war einmal — — —.
Damals, in jener Zeit, von der die Wollgrasmütter erzählen, wurden die wenigen Sommerwochen hoch im Norden noch weiter gekürzt.
Immer mehr schrumpften sie zusammen.
Schließlich war die eisfreie Zeit des Jahres so kurz, daß kaum ein Wollgras mehr reife Samen hinaussenden konnte ins Land.
Es wurde immer schwerer, für den Fortbestand der Art zu sorgen. Fast war es unmöglich, das Vätererbe weiterzugeben an ferne Geschlechter.
Dann kamen Jahrhunderte und Jahrtausende, in denen schmolz das Eis überhaupt nicht mehr fort. Vielmehr wurde die Eisdecke dicker und mächtiger von Jahr zu Jahr.

Alles Leben dieser Gegend war vernichtet, erfroren. Nur die kleine Schneealge überdeckte hier und da oft weite Flächen mit dem Rot ihrer ungezählten Körper.
Bevor aber der eisige Tod jenes Gebiet umkrallte, in dem die nördlichen Wollgräser wohnten, hatten es doch einige von ihnen fertig gebracht, mit ihren letzten Kräften auch in den starkverkürzten Sommern etliche Samen hinauszusenden mit der Aufgabe, eisfreies Land zu suchen und dort zu keimen und zu wachsen und neue Geschlechter zu zeugen.
Alle jene Samen, welche wieder weiter nach Norden verschlagen wurden, gingen in dem tausendjährigen Eise zugrunde wie ihre Vorfahren.
Doch das waren die wenigsten.
Denn damals wehte eisiger Nordostwind, und dieser trug die Samen südwärts, eisfreier Erde zu.
Manche Samen fanden braunen Boden, keimten und wuchsen und trugen Frucht.

— — — — — —

Doch auch das Eis drang weiter nach Süden, verkürzte die Sommer dort und überdeckte schließlich auch dieses Land für lange Jahrtausende.
So wiederholte sich das gleiche, was lange Zeit vorher weiter im Norden geschah: Wollgräser kämpften mit letzter Kraft um den Fortbestand ihrer Art.
— — — Und sie siegten. — — —
Die einzelnen Pflanzen starben zwar, aber die Art lebte weiter südwärts durch ihre Samen von neuem auf.
So kamen die Wollgräser bis in unser Vaterland.
Doch auch hier wurden sie aus dem nördlichen Teil wieder vertrieben, mußten weiter wandern bis nach Mitteldeutschland.

In all den Ländern, die die Wollgräser durchzogen, gab es viel Elend und große Not. Pflanzen, die weniger Kälte vertragen konnten als die Wollgräser und darum ursprünglich viel weiter südlich Fuß gefaßt hatten, waren ebenfalls auf die gleiche Weise vor dem Eise geflohen wie das Wollgras: Die neuen Samen mußten stets weiter im Süden keimen.
Und die alten Mutterpflanzen starben, obschon sie vielleicht noch Kraft in sich bargen zu Jahrhunderte langem Leben; denn es waren starke Bäume darunter, ja, nicht nur einzelne Bäume, ganze Nadelwälder wie auch Laubwälder verkümmerten und gingen zugrunde. In all den Gegenden, die die Wollgräser durchwandern mußten, waren diese oder ähnliche Dinge geschehen.
Die todgeweihten Wollgräser zeugten überall neue Samen. Aber weiter im Süden, wo die Samen keimten, in Mitteldeutschland, herrschte noch entsetzlichere Not. Hier konnten die Pflanzen dem grimmigen Frost nicht weiter ausweichen zum Süden hin; denn dort im Süden türmten sich die Alpen mit ihrem ewigen Eis und Schnee. Auch von diesen waren die Gletscher immer weiter ins Tal gekommen, geradeso wie von den Hängen der norwegischen Gebirge.
Vor den Alpengletschern flüchteten die wärmeliebenden Pflanzen gen Norden, vor den nordischen Gletschern flüchteten sie nach Süden. In Mitteldeutschland trafen die Flüchtlinge des Südens und des Nordens zusammen.
Eine weitere Flucht war unmöglich. So starben hier ungezählte Pflanzen. Aber nicht nur die Einzelpflanzen starben, hier gingen ganze Arten zugrunde. — —

Aber das Eis vom Norden und Süden rückte nicht so weit vor, daß ganz Deutschland in eine vieltausendjährige Decke gehüllt worden wäre. In Mitteldeutschland blieb ein Gebiet, das noch eisfreie Sommer hatte. Hier hielten sich die Wollgräser. Hier überdauerten sie die Eiszeit. Von hier aus rückten sie wieder schrittweise ihrer nordischen Heimat zu, als das Eis zurückging.

Doch es blieben auch noch Wollgräser in den Sümpfen und auf den Mooren Deutschlands zurück und dienten hier der Erhaltung und Vermehrung ihrer Art. Sie sind es, die alljährlich unsere dunklen Moore in ein weißschäumendes Meer verwandeln.

— — — — — —

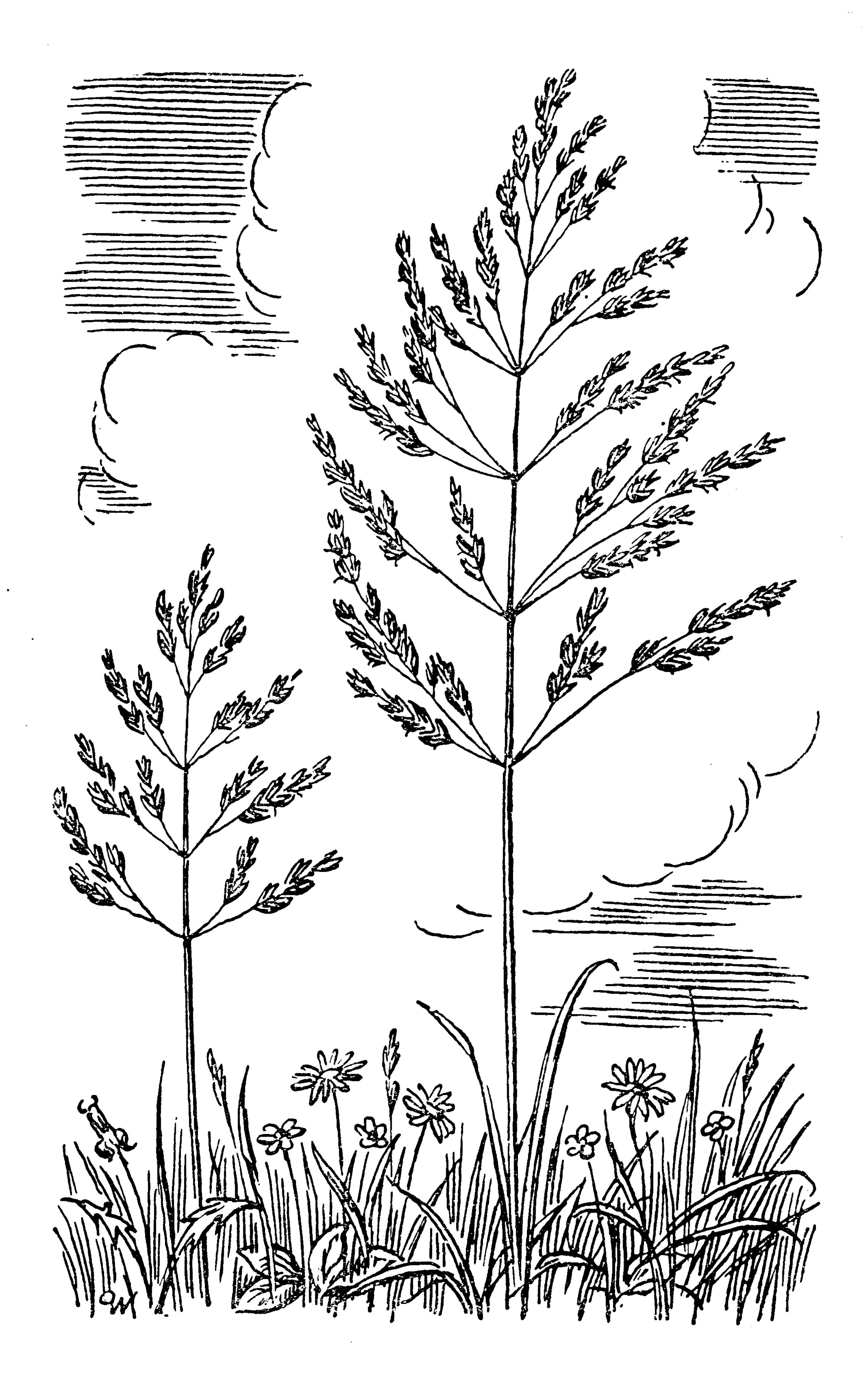
Von diesem Eiszeitgeschehen geht ein Raunen durchs Moor.

Das ist das leise Lied, das heimliche Erzählen, das über dem Moore schwebt vom Frühjahr bis zum Herbste. Ein Heldenlied von den Wollgräsern aus ferner Zeit ist es.

„Ein leises Lied, ein stilles Lied,
ein Lied, so leis und so lind,
wie ein Wölkchen, das über die Bläue zieht,
wie ein Wollgrasflöckchen im Wind."

Wiesenrispe

Nun ist es endlich geschafft. Die jungen, zarten Grasblättchen ragen wie kleine Lanzenspitzen aus der Erde. Die Grasmutter Wiesenrispe hatte voll Sorgfalt jedem ihrer Samenkinder Nahrung mitgegeben für die erste Zeit des selbständigen Daseins. Mit diesem mütterlichen Vorrat hat das junge Samenkind Wurzeln in die Erde geschickt und nun auch die ersten grünen Blättchen ans Sonnenlicht; jetzt kann es sich selbst weiter durchs Leben arbeiten.
Ob das junge, keimende Gras Sorge gehabt hat, die mütterliche Nahrung möchte nicht reichen? Wir Menschen wissen nichts vom Fühlen und Empfinden der Pflanzen. Aber wir beobachten hin und wieder, wie ein Same, der auf hartes Erdreich fiel, auf Boden, in den er nicht einzudringen vermag, mit seiner wachsenden Wurzel den Boden abtastet. Überall versucht er, sich einzubohren. Mit den letzten mitgebrachten Nährstoffen müht er sich, doch noch ein klein wenig Erdreich zu fassen, das es ihm ermöglicht zu leben. Der keimende Samen treibt Seitenwurzeln über Seitenwurzeln, mit dem Auftrag, nährendes Erdreich zu suchen. Und er ruht nicht, bis er es gefunden hat oder ausgezehrt stirbt.
Für die junge Wiesenrispe ist diese gefahrvolle Zeit



nun vorbei. Sie wird sich jetzt die Nahrung selbst bereiten.
Die kleinen Blättchen im Sonnenglanze schaffen eifrig an ihrer Arbeit. Schnell und schneidig vollzieht sich diese Arbeit. Die Wurzeln holen aus dem noch winterfeuchten Boden Nahrungsstoffe in Menge herbei. Kohlenstoff steht den Blättern in dem Kohlendioxyd der Luft auch reichlich zur Verfügung. Das Sonnenlicht liefert den Blattgrünkörperchen die Kraft, die Nahrungsstoffe so zu verarbeiten, daß die einzelnen Pflanzenteile sie aufnehmen und verwerten können. Und zudem ist es auf der Erde Maienzeit, in der alles Leben voll Lust ist.
Die Wiesenrispe steht auf einem Stück Land, das in den letzten Jahren Acker war, in das jetzt erst wieder Grassamen gestreut wurde. Ringsumher stehen Brüder und Schwestern, Vettern und Basen in Menge. Alle sind gleichaltrig mit unserer Wiesenrispe: Wiesenschwingel, Lieschgras, Rotschwingel und deutsches Weidegras und dazu Weißklee und Hornschotenklee. Alle werden stärker und größer, wachsen ungefähr mit der gleichen Geschwindigkeit wie unsere Wiesenrispe. Der ehemalige Acker wird immer grüner und grüner. Immer weniger ist zu sehen von dem braunen Boden der Erde.
Die Wiesenrispe wächst. Sie hat schon eine ganz stattliche Größe erreicht. Das heißt: Sie ist natürlich noch längst nicht ausgewachsen. Aber als der Wind einmal etwas stark weht, da hat es den Anschein, als könnte dieser Wind sie jeden Augenblick knicken. Ihr Stengel ist für seine Größe noch reichlich schwach.
In diesen Tagen erlebt die Wiesenrispe zum erstenmal

die große Härte des Lebens. Die Mähmaschine fährt über das Feld und vernichtet die Aufbauarbeit vieler Monate. Wie hat die Wiesenrispe sich geplagt in der kurzen Zeit ihres Daseins! Und nun hat eine grausame Minute alle Arbeit vernichtet. Doch der zähe Lebenswille des Grases nimmt sofort den Kampf wieder auf. Die Wiesenrispe beginnt von neuem zu wachsen, um groß und schön zu werden wie zuvor.
Da kommt die bittere Härte des Lebens zum zweitenmal: Kühe stampfen über die Pflanze hin und zerrupfen ihre Blätter. Aber jetzt brechen alle Erbanlagen durch, in denen die Mutter ihren Wiesenrispenkindern eine fast unzerstörbare Lebenskraft mitgab. Das Gras wird den Kampf nicht aufgeben, und wenn hundert Kühe tagtäglich darüber hinstampfen und es berupfen. Es mag sein, daß die Wiesenrispe jetzt unansehnlich ist. Doch jetzt geht es nicht um Schönheit. Es gilt, einen Kampf um Leben und Dasein zu führen. Nicht auf die Höhe des Stengels kommt es jetzt zunächst an. Fest im Boden wurzeln, das ist jetzt das Wichtigste. Die Wiesenrispe bestockt sich. Sie treibt Wurzeln und Seitentriebe, damit nicht irgendeine Kuh die ganze Pflanze ausrupfen kann. Mit Ausdauer und Zähigkeit ersetzt sie auch, was ihr an grünen Teilen von den Kühen abgerissen wird. So kommt sie ins zweite und dritte Lebensjahr. Da aber begibt sich etwas Merkwürdiges. In der Wiesenrispe, die sich doch nun längst mit dem harten Kampfe ums Dasein abgefunden hat und auf neue Schwierigkeiten immer nur mit einem noch stärkeren Lebenswillen antwortet, in dieser Wiesenrispe beginnt ein sonderbares Drängen sich zu regen. Ein

Drängen, den Stengel hoch zu treiben und dort oben Staubblätter und Stempel wachsen zu lassen. Was das alles eigentlich bedeuten soll, darüber ist sich die Wiesenrispe selbst nicht im klaren. Aber dieses Drängen ist so stark, daß sie ihm nicht widerstehen kann. Erst, als der in den Staubblättern gebildete Blütenstaub vom Winde fortgetragen wird, erst als der gleiche Wind ihr von anderen Wiesenrispen Blütenstaub zuträgt und dieser auf ihrer weißen fedrigen Narbe hängen bleibt und nun zu wachsen beginnt, hineinwächst in ihr eigenes Innere, und als dann dort im Fruchtknoten der Kern einer Zelle ihres Körpers verschmilzt mit einem Kern des Blütenstaubkörnchens, erst als das nicht nur an einem Stempel so geschieht, sondern an vielen, und als sie nun das große Wunder erlebt, daß diese befruchteten Zellen heranzuwachsen beginnen zu kleinen, winzig kleinen Graskindern, erst als dieses Wunder des werdenden Lebens an ihr geschieht, da vielleicht empfindet die Wiesenrispe, daß alles Drängen in ihr Befehl gewesen ist zur Erfüllung des Schöpfergebotes: Alles Gras der Erde soll Samen tragen nach seiner Art. Aber wir Menschen wissen ja nichts, gar nichts von den Empfindungen der Gräser. Wir beobachten nur, wie die Wiesenrispe mit aller Kraft arbeitet, Nahrung über Nahrung herbeischafft, und wie ihre Kinder wachsen. In ein oder zwei Wochen werden diese Kinder sicher so weit sein, daß sie den eigenen Lebensweg antreten können.

Da kommt wieder die Mähmaschine über die Wiese, zerstört alles Hoffen und vernichtet tausendfaches, kaum entstandenes Leben.

Aber die Wiesenrispe läßt sich nicht unterkriegen. Ob der Auftrag ihres Lebens, Samen hervorzubringen, jetzt irgendwie in ihr lebendig geworden ist? Ob ein Ahnen in ihr lebt, daß es um die Erhaltung ihrer Art geht? Jedenfalls müht sie sich mit aller Kraft, neue Samen reifen zu lassen. Sie beginnt sofort mit der Arbeit; so kann sie, gekräftigt, den Winter überstehen und dann im Frühjahr mit ganzer Kraft an das Wachsenlassen des Stengels gehen. Die Wiesenrispe durchlebt auch in diesem Sommer wieder alle Freuden der Entstehungszeit von neuem Leben. Und sie schafft und arbeitet. Dieses Mal muß es gelingen. Sie ist gut eine Woche gegen das Vorjahr voraus. In zwei Tagen vielleicht schon können die Samenkinder hinausziehen, — da kommt wieder die Mähmaschine und vernichtet alles Hoffen.
Ob solch hartes Schicksal nicht doch irgendwie auf eine Pflanze wirkt? Es ist der Wiesenrispe ja unmöglich, die Samen noch früher zur Reife zu bringen. So wird sie also wahrscheinlich nie das Gesetz der Natur, Samen zu tragen, erfüllen können.
Doch diese Gefahr, nicht mitwirken zu können an der Erhaltung und Ausbreitung ihrer Art, kann eine Pflanze sicherlich nicht übersehen. Und zudem: Drüben am Wiesenrande im Straßengraben sind die Gräser nicht gemäht, und in der Wiesenrispenpflanze lebt noch ein anderes Drängen und Treiben — — —.
Unterirdische Ausläufer werden ausgeschickt nach den verschiedenen Richtungen. Lange Ausläufer. Dem Ende eines jeden Ausläufers entsprießen wieder Wurzeln, Stengel und Blätter, also eine vollständige neue Pflanze. Diese sendet dann wieder Ausläufer aus. So

muß die Wiesenrispe mit irgendeinem Gliede einmal bis an den Straßenrand gelangen. Sicher, das wird Jahre dauern. Mag es, — dann aber werden dort auch einmal Samen der Wiesenrispe zur Reife und zur Aussaat gelangen. Bis dahin aber versucht es jede einzelne Ausläuferpflanze alljährlich trotz aller Fehlschläge von neuem, Samen zu tragen.

Nach Jahren endlich hat ein Ausläufer den Straßengraben erreicht. Nun wird spätestens im übernächsten Jahre Wiesenrispensamen reifen. Das Naturgesetz der Fortpflanzung ist erfüllt.

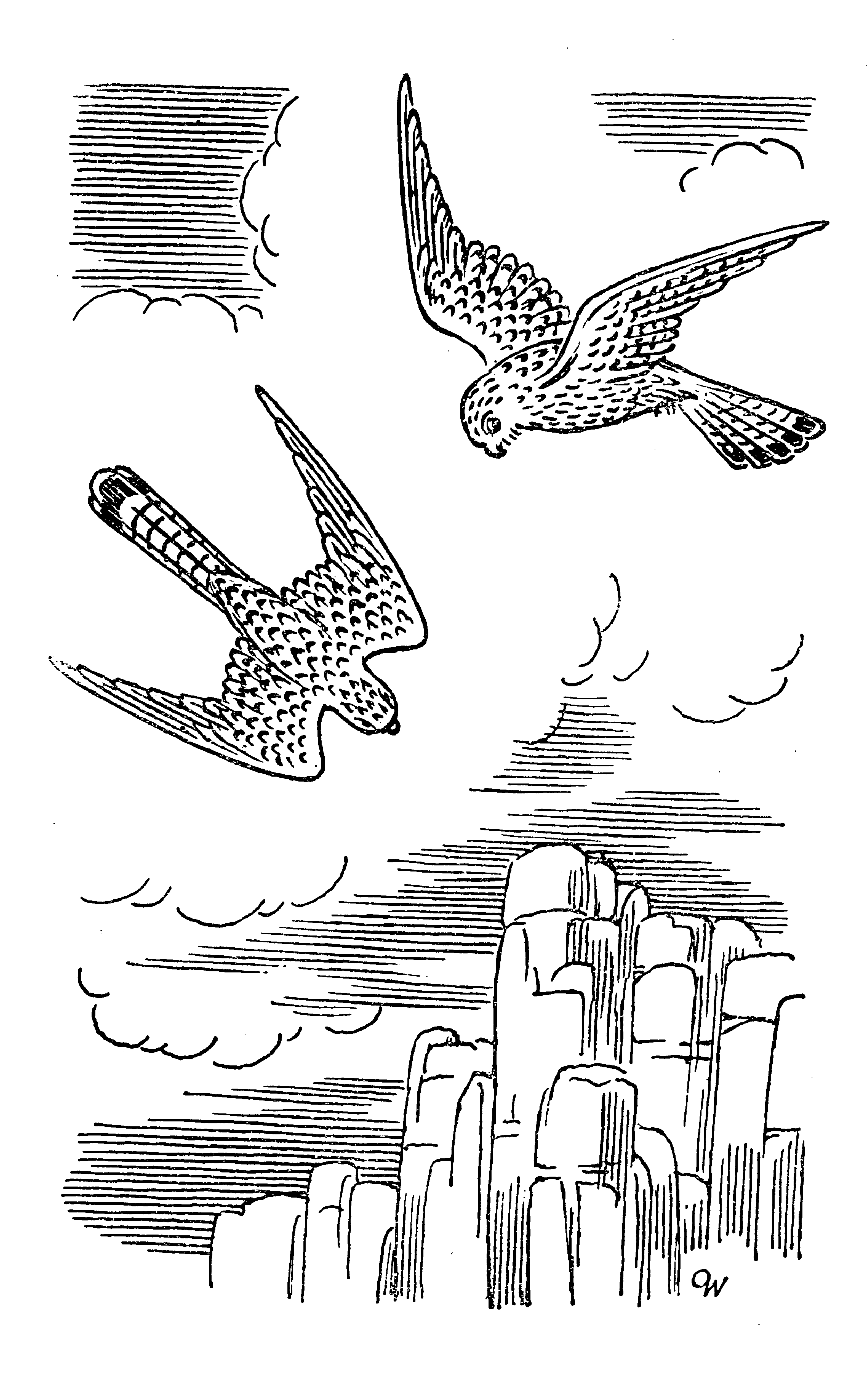
Die Blütenrispen erscheinen, die Samenkinder wachsen heran.

Da rupft eine Kuh das Gras ab und frißt es.

Manches Lebewesen würde nach soviel Fehlschlägen das Ringen einstellen. In der Wiesenrispe aber lebt noch Kraft zum Kämpfen, Kraft genug, von neuem zu beginnen. Sie wird den Kampf durchführen bis zur Samenreife.

Und die Wiesenrispe entwickelt von neuem ihre Blüten. Von neuem entstehen die Samen und reifen heran und — werden ausgestreut.

Neue Wiesenrispengräser entstehen. Sie senden ihre Ausläufer aus und versuchen, reife Samen zu entwickeln wie ihre Mutter. Und hin und wieder gelingt es auch einer Pflanze. So entstehen wieder neue Wiesenrispengräser, neue Ausläufer, neue Samen. Ein ausgebreiteter, dichter Rasen der Wiesenrispe zieht sich über die ganze Wiese. Das Gebot des Schöpfers ist erfüllt.



Riffalken

Korallen bauten vor vielen Jahrmillionen auf dem Boden des Devonmeeres die Felsen des Riffes, das sich vom Kalkesborn aus eine Stunde weit nach Osten zieht. Schon längst — noch ehe der Mensch nachweisbar diese Erde zu besiedeln begann — ist dieses Meer verschwunden, in andere sich bildende Meeresbecken abgeflossen. Aber die Riffelsen aus jener Zeit stehen noch heute wie wehrhafte Mannen auf trockenem Boden und in blauer Luft. Nach Norden zu senkt sich das Riff nur langsam und allmählich. Im Süden aber stürzen die Leien steil und jäh ab, bilden wilde Spitzen und zerklüftetes Gefels.
Hier am Südrande webt und wimmelt es von Leben aller Art. Die laubartigen Lager gelber Wandflechten überziehen stellenweise wie ein Teppich die Felsenflächen. Tüpfelfarne hängen in den Erdkrümchen der kleinsten Löchelchen, oder es steckt die Gänsekresse ihre Blüten aus den Felsporen heraus. Steinbrech überzieht manchen Stein, und wilde Stachelbeeren wurzeln allenthalben in den Felsenrissen. Dazwischen klammern sich Steinmispeln und Felsenbirnen fest in dem harten Gestein.
Man weiß kaum, woher all diese Pflanzen ihre Nahrung zum Leben nehmen; aber sie blühen trotzdem in jedem Jahr wieder von neuem, herrlich und schön.

Kerbtiere gibt es im Riffe den ganzen Sommer über in Menge. Vom ersten schwerfällig daher kriechenden Ölkäferweibchen, das die gegen den Felsen prallende, noch winterliche Sonne rief, bis zum letzten geigenden Heuschreckenmännchen, das durch die Kälte einer Herbstnacht starr und leblos zu Boden fällt. Eidechsen genießen den Sommer über wohlig die Wärme der Felsenwand. Mäuse piepen und laufen überall. Die Heidelerchen dudeln ganze Sommernächte hindurch. In den tiefen Höhlen, die in der alten Steinzeit der Mensch bewohnte, hängen jetzt tagsüber die Fledermäuse.

Zwei Räuber der Lüfte haben in dem Riff ihren Brutplatz. Im Osten nistet auf einem nur schwer zugänglichen Felsenvorsprung der Wanderfalke, und in der Nähe vom Kalkesborn brütet alljährlich der Turmfalke. Den ersteren bekommt auch der kaum zu Gesicht, der von seinem Horst weiß; es sei denn, daß er sich zu nah an diesen heranwagt. Das Turmfalkenpaar aber kann jeder fast das ganze Jahr hindurch wenigstens von ferne beobachten; denn wenn der Schnee nicht zu hoch liegt, bleibt das Pärchen auch winters im Riff.

Wer um die März-April-Wende am Südhang des Riffs entlang geht, der hebt oft den Kopf hoch, wenn er plötzlich oben in der Luft die lauten Rufe des Turmfalken hört: Kli, kli, kli, kli, kli, kli, kli...

Die suchenden Augen finden den Vogel schnell. Er hängt an einer Stelle in der Luft. Ja, an ein und derselben Stelle! Mit rüttelnden Flügelschlägen sucht er sich dort zu halten. Rüttelfalk, das ist der Name, den das Volk ihm gab. Jetzt fliegt der Falk wieder wei-

ter. Die Federn seines Stoßes, die beim Rütteln ausgebreitet waren, sind nun zusammengelegt. Schmal und lang ist dieser Stoß. Schmal, lang und spitz sind die Flügel. Flügel und Stoß geben dem Flugbild des Turmfalken das gefällige, schnittige Aussehen.
Der Falke führt einen kurzen Schwebeflug aus und hängt wieder rüttelnd in der Luft. Da ist auch sein Weibchen bei ihm und ruft ebenfalls laut und jubelnd in den sonnigen Tag: Kli, kli, kli. Jetzt rüttelt der Falke hier, und dort die Falkin, die an ihrem roten Scheitel zu erkennen ist. Oftmals gelingt es den beiden, auch ohne Flügelschlag in der Luft zu stehen. Denn hier an der steilen Südwand des Riffs steigt die erwärmte Luft nach oben und trägt die Falkenkörper leicht. Auf diesen emporstrebenden Luftmassen spielt es sich so schön. Da lassen sich Lebenslust und Daseinsfreude hinausjubeln und hinaustollen. Jetzt wendet der eine der beiden Falken mit scharfer Kurve. Die Sonnenstrahlen, die ihn treffen, lassen seinen Oberkörper rot aufleuchten. Herrlich ist dieses Flugspiel der Turmfalken in der Frühlingssonne.
Nicht immer ist das Leben dieser Falken Spiel. Bitterer Ernst war der harte Kampf vor Wochen. Sie kamen von ihrem Flug heim zu dem Horstloch in der steilen Felswand am Kalkesborn. Da war eine fremde Falkin im Horst und richtete ihn sich her, und ihr Falke saß in der Nähe auf dem Fels. Voll Wut stürzten sich die Riffalken auf ihre Artgenossen. Aber auch in denen lebte Schneid und Mut. Es gab einen schweren Kampf. Wären die Riffalken nicht kampfgeübt seit Jugendtagen, hätten sie nicht immer wieder in ritterlichem Waffenspiel ihren Mut, ihre

Lust und ihre Freude am Kämpfen und Siegen gestärkt, — wer weiß, wie der Kampf ausgegangen wäre. So aber bekam den Artgenossen das Eindringen in das Wandloch der Riffalken sehr schlecht.
Doch auch dieser Sieg hat die Riffalken nicht kampffaul gemacht. Nein, Tag für Tag üben sie sich im Luftkampf. Heute früh noch stieß das Männchen neckend auf den Wanderfalken herab, der eilig durchs Revier strich. Jetzt muß das Pärchen sich gegen die Krähen wehren, die angeflogen kommen und den beiden ihr Flugspiel verleiden wollen. Es gibt einen herrlichen Luftkampf über dem Südhang des Riffs, in dem sich die ganze Tapferkeit der ritterlichen Falken zeigt. Aber dann kommen immer mehr Krähen, und schließlich sind die Turmfalken den Kampf mit den Galgenvögeln leid und räumen das Feld.
Tage, die gefüllt sind mit lauter jubelnder Lebenslust, gehen meist schnell zu Ende. Auch an dem Horstplatz der Falken wird es schon recht bald ruhig und still. Das Pärchen wird heimlich, zeigt sich niemandem mehr in der Nähe des Horstes. Die Falkin hält ihre vier rotbraungefleckten Eier warm. Das Männchen trägt ihr Atzung zu und löst sie auch wohl für kurze Zeit bei ihrem Brutgeschäft ab.
Die jungen Falken im Ei werden abgehärtet von dem ersten Augenblick an, in dem die Wärme des mütterlichen Leibes den Keim zum Wachstum und zur Entwicklung trieb. Die Falkin ist ja so scheu geworden, seit die Tage des Liebestaumels vorbei sind. Unten an der Felswand mit dem Horstloch führt ein Weg vorüber. Sobald dort nur von weitem ein Mensch sich nähert — und das geschieht oft genug —, streicht die

Falkin mit einem scharfen Flug um die Ecke ab. Nur wenigen von all den Menschen, die da auf dem Wege vorbeikommen, glückt es einmal, sie zu sehen. So müssen die wachsenden Keime im Ei und die jungen Vögelchen in der Eischale oft ohne die Wärme der Mutter sein. Angenehm ist das nicht. Nein, es ist schwer und bitter. Und das eine Junge stirbt deshalb auch schon, ehe es die Eischale durchbrochen hat. Aber die andern werden hart dadurch und fest. Ihre Falkennatur erkämpft sich hier den ersten Sieg gegen die Not des Lebens.

Zu dritt kriechen dann die jungen Falken im Horstloch am Kalkesborn aus den Eiern. Zuerst gelingt es dem Stärksten von ihnen, die harte Schale zu durchstoßen; er gönnt sich kaum einige Minuten Ruhe danach, sondern arbeitet sofort weiter, bis er ganz heraus ist aus der Eischale. Auch das zweite Junge kommt bald danach voll Schneid und Kraft heraus. Dem dritten aber wird es arg schwer. Als es nur ein kleines Löchelchen in der Eischale hat, da ist es schon so müde und so matt, daß es Stunden der Ruhe braucht, ehe es wieder arbeiten kann. Das Schlüpfen ist für so ein kleines Vogelkind keine leichte Arbeit. Immer wieder macht das Kleinchen in seiner Erschöpfung Ruhepausen zwischen seinen harten Anstrengungen. Die Falkin auf dem Ei fühlt das alles. Sie vermag sich zwar ihres eigenen Schlüpfens nicht zu erinnern. Aber sie muß wohl trotzdem irgendein Ahnen, irgendeine Empfindung haben von dem Schweren dieser Stunde für die Jungen; denn sie hat in den vergangenen Jahren schon manchem ihrer Kleinen dabei geholfen, und sie hat auch bei einigen erlebt, daß sie nicht stark

genug waren, die Not des Schlüpfens zu überstehen. Warum hilft sie ihrem Kleinchen immer noch nicht, das sich da abmüht und abquält? Ist es Achtung und Ehrfurcht vor dem Gesetz des Schöpfers, nach dem alles Leben Kampf bedeutet und auch der erste Blick ins Licht der Welt erkämpft werden muß? Achtung und Ehrfurcht sind Worte, deren Anwendung uns in diesem Falle wohl nicht ganz richtig erscheint; aber unterworfen sind dem Gesetz vom Kampfe ums Dasein auch die Falken. Auch das kleinste Falkenkind muß sich erst hart mühen, muß schwer und notvoll kämpfen, muß eigene Kraft und eigene Ausdauer beweisen, ehe die Mutter ihm hilft und das Schlüpfen beschleunigt.

In der Wärme des mütterlichen Körpers sind die jungen, von der Eiflüssigkeit noch nassen Falken bald getrocknet. Es geht ihnen recht wohl hier bei der Mutter; sie werden bald sogar übermütig. Von dem Hunger, dieser großen Not des Lebens, wissen sie noch nichts. Noch sind Nahrungsstoffe genug in ihrem Körper, und ehe in den nächsten Tagen ein Hungergefühl in ihnen wach werden kann, beginnt auch schon die Mutter damit, ihnen von der eigenen Nahrung die besten Stücke mitzugeben. Bald haben es die jungen Falken heraus, daß es immer dann Futter gibt, wenn kurz vorher ein anderer Vogel, der der Mutter sehr ähnlich sieht, leise an die Horstöffnung kommt, eine kurze, sehr kurze Zeitspanne lang die Höhle verdunkelt und dann ebenso lautlos wieder abstreicht, wie er gekommen.

Dieses Ankommen und Wiederabstreichen des Falken und, von der zweiten Lebenswoche ab, auch der

Falkin wird den Nestlingen nun zum Rhythmus des Tages. Solange ihre Falkenaugen die Gegenstände der Welt im Lichte des Tages zu unterscheiden vermögen, solange legt immer wieder der Falke Beute ab am Eingang des Horstloches, solange kommt immer wieder die Falkin herein zu ihren Kindern, zerreißt die Beute und gibt die feinsten Stücke davon den Nestlingen. Die wachsen schnell heran. Sie laufen nun schon an den Eingang des Horstloches und schauen den Eltern entgegen. Der Zweitälteste von den dreien wagt sich einmal sogar zu weit vor: er fällt hinaus und schreit nun unten an der Felswand gar jämmerlich. Erst als der Fuchs vorbeigeschnürt ist, wird es ruhig da unten.
Die beiden andern im Horst aber werden von Tag zu Tag größer. Zwischen dem Jüngsten und dem starken Erstling ist zwar noch immer ein Unterschied in der Körpergröße vorhanden, aber sie vertragen sich gut, die beiden. Und wenn sie auch am Horsteingang viel hinausschauen in die weite Welt, zu hören sind sie nie. Niemals verraten sie sich der Außenwelt durch irgendeinen Laut. Am Horst hat Ruhe zu herrschen. Das Gesetz liegt den Falken im Blut.
Wenn die Falkin zum Horste heimkommt, dann schickert sie jedesmal von weit her und meldet den Jungen dadurch ihre Ankunft. Warum tut sie das? Sollen die Kinder ihr den Höhleneingang frei machen, damit sie ganz schnell ungehindert und ungesehen hineinhuschen kann? Oder will sie in ihren Kleinen den Wunsch wecken, der Mutter entgegenzufliegen? Ist dieses Schickern beim Heimflug der Beginn der mütterlichen Flugschule? Oder ist dieses Rufen der

Falkin ein Jubeln ihres mütterlichen Herzens, daß sie nun wieder zu ihren Kindern kommt? Ist es ein Reden mit diesen Kindern, wie es auch Menschenmütter, die einsam wohnen, zuweilen tun, wenn sie heimkehren und das Fenster zu ihren Kindern offensteht? Wer kann in das Innere einer Falkenmutter schauen! Wer kann ihre Empfindungen wissen und ahnen!

Die jungen Falken aber gehen vom Eingang der Höhle zurück ins Innere. Der Mutter entgegenzufliegen, scheinen sie also noch keine Lust zu haben. Sie wissen, daß die Falkin immer wieder nach dem Schickern zu ihnen in den Horst kommt und ihre Beute verteilt. Wenn die Nestlinge dann satt sind, legen sie sich für kurze Zeit ruhig und matt auf den Grund des Horstes nieder, der von ihren kleinen Gewöllen ganz bedeckt ist.

Aber dann kommt eines Tages die Falkin nicht mehr zum Horst. Der Falke ist bei ihr gewesen, als ihr Leib unter quälenden Schmerzen leblos wurde, weil sie vergiftetes Getier gefressen. Nun gellt oft der wimmernde Schrei des Falken durch die Gegend. Es ist, als hoffe er immer noch, sein Weib durch diesen Schrei wieder ins Leben rufen zu können.

Die Jungen im Horst muß der Falke nun allein versorgen. Das erfordert alle seine Kräfte. Gut, daß die Nestlinge nun so weit sind, daß sie die Beute selbst kröpfen können und so die Mutter nicht noch mehr vermissen. Der Falke würde kaum Zeit haben, die Nahrung an die Kleinen zu verteilen. Er muß immer draußen sein auf Nahrungssuche und Beutefang. Doppelte Arbeit muß er leisten. Mit scharfen Augen und raschem Griff muß er jede Beute fassen.

So leicht und einfach, wie es sich von der Erde aus ansieht, ist das nicht: draußen über den Feldern in der Luft zu stehen und gegen den Wind zu kämpfen und dazu mit den Augen die Erde abzusuchen nach Mäusen, diesem schnellen kleinen Getier, das nun einmal zur Turmfalkennahrung bestimmt ist. Es gibt Tage, an denen dieses nahrungsuchende Rütteln eine Unmenge Kraft verbraucht. Jetzt muß der Stoß zusammengelegt, nun muß er wieder gefächert werden. Jede Feder des Steuers und der Flügel muß helfen, daß der Falke sich gerade an dieser Stelle der Luft halten kann, an der wahrscheinlich gleich eine Beute zu greifen ist. Jede Feder muß einzeln bewegt, oder es müssen auch die ganzen Flügel gewendet und der ganze Stoß herumgeworfen werden, weil dieser elende Wind den Falken von seinem Standort mit fortnehmen will. Aber nun ist die Maus dort unten zu greifen. Jetzt die Flügel angelegt und hinunter, hinunter mit schneller Gewalt! Aber da kommt wieder ein Windstoß, gegen den der Falke sich erst wehren muß, und inzwischen ist die Maus in ihrem Loch verschwunden.
Die Suche nach Nahrung verlangt von jedem Falken viele Anstrengungen. Bei unserem Turmfalken aber, der nicht nur für sein eigenes Leben zu sorgen hat, sondern allein und einsam auch für die zwei hungrigen, wachsenden Nestlinge Nahrung schaffen muß, fordert sie auch die letzte Kraft.
Während der Falke draußen jagt, warten die zwei Nestlinge schon voll Sehnsucht auf ihn. In die Eingangsöffnung zum Horste paßt nur immer einer von den beiden. Augenblicklich steht der Ältere am Ein-

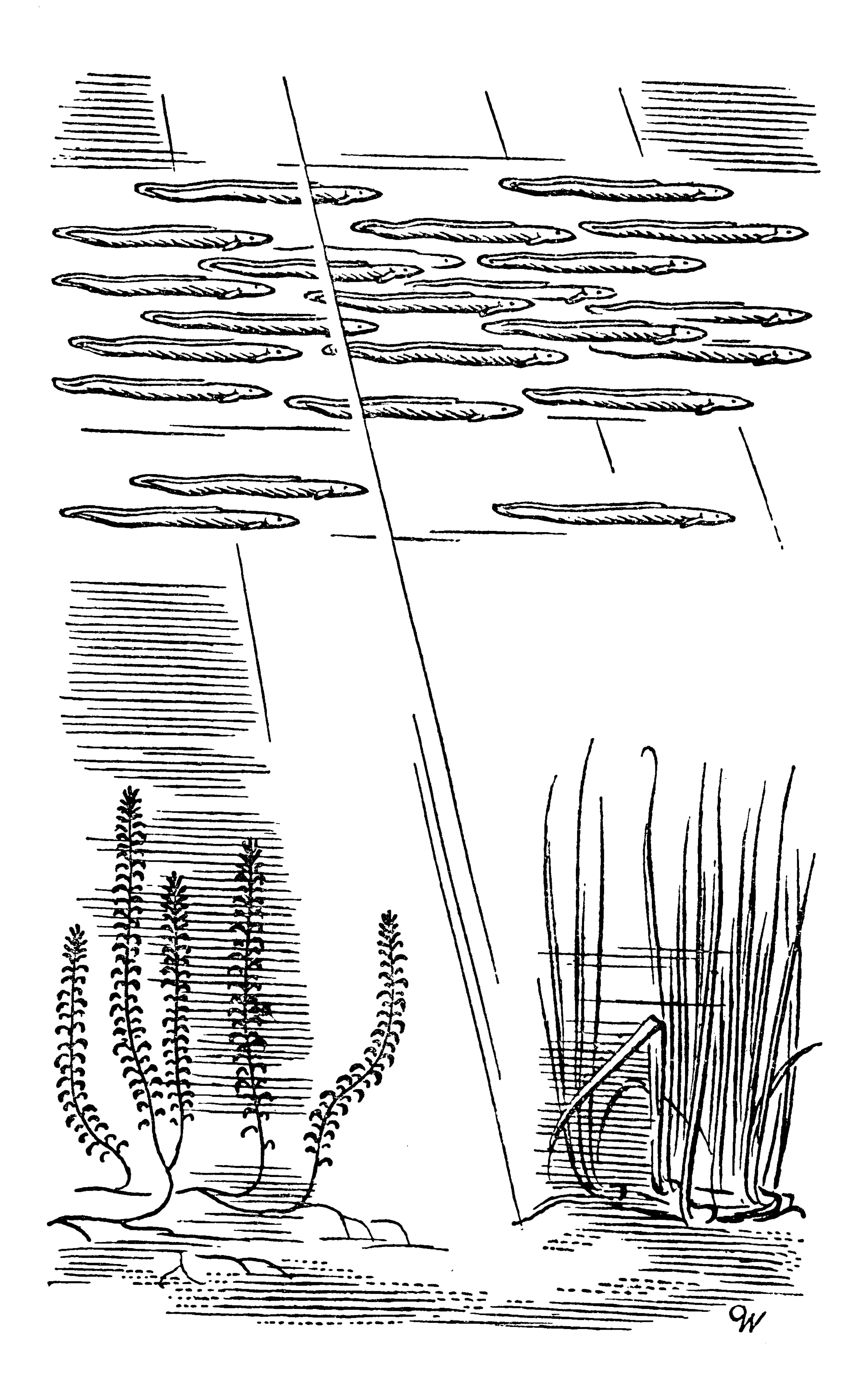
gang des Horstloches und sucht mit seinen Augen den Himmel in der Nähe und in der Ferne ab, ob nicht der Falke bald heimkehrt und Nahrung bringt. Die zwei warten mit ihrem Suchen niemals so lange, bis sie wirklich Hunger haben. Kaum haben sie fertiggekröpft und eine kleine Weile auf dem Horstgrund geruht, so steht schon wieder einer am Eingang und sucht und sucht. Der Erstling wendet den Kopf hin und her. Er würde schon wieder etwas vertragen können, wenn auch die Beute, die der Falke vorhin heimbrachte, etwas ganz Besonderes war, etwas ganz Seltenes: Lerchenbrut. So etwas gibt es im Falkenhorst höchst selten. Der Nestling macht allerlei wippende, halb würgende Bewegungen mit seinem Kopf. Es hat sich da so allerlei Gewölle in seinem Innern angesammelt, das bald hinaus muß.
Nun wird er von hinten gestoßen. Das Jüngere will ihn beiseite haben. Es will auch einmal sehen, wo der Falke bleibt. Aber der Größere geht nicht zurück. Immer wieder muß das Kleine ihn stoßen und puffen. Jetzt endlich wendet er sich; aber halt, ehe er zurücktritt, muß er sein Geschmeiß noch hinausspritzen. Die beiden halten jetzt sehr auf Reinlichkeit im Horst. Aller Kot wird nach außen abgesetzt. So ist nun die ganze Felswand draußen mit weißen Geschmeißstreifen versehen, und alle Pflanzen unter dem Horstloch sind mit Kot bekleckert.
Jetzt erscheint der kleinere Nestling in der Öffnung. Eine Feder von der Junglerche hängt ihm noch im Schnabel. Auch er sucht den Himmel und die Ferne ab, und tatsächlich, da kommt der Falke geflogen, wirft eine Maus in den Horst und streicht wieder ab.

Die zwei ziehen sich mit ihrer Beute ins Innere zurück und kröpfen sie.
Etwas später steht wieder der Größere an der Öffnung des Felsloches. Von weitem schon sieht er den Falken kommen, doch er kommt dieses Mal nicht näher. Er ruft nur von ferne her laut seinen Kindern zu, daß er da ist. Warum bloß kommt er nicht heran? Der Nestling am Horsteingang sucht die Umgebung ab. Er beugt sich vor: Ah, dort unten steht ein Mensch und betrachtet mit großer Aufmerksamkeit das Geschmeiß der jungen Falken. Das wirkt eigenartig auf den Nestling. Gedacht wird er sich nichts dabei haben; aber irgend etwas wirkt in ihm. Er geht zurück, dreht sich um, schiebt langsam seinen Schwanzteil aus der Öffnung vor und protzt ab. Da geht unten der Mensch langsam und schimpfend in das nahe Buschwerk. Und bald kommt der alte Falke angestrichen und bringt seine Beute.
Nahrungssuche und Beutefang fordern von dem alten Falken alle, auch die letzte Kraft. Und doch muß er — es scheint fast unmöglich — diese kleinen Falken auch noch schützen gegen drohende Gefahr. Sein wachsames Auge sucht nicht nur den Boden nach Beute ab, sondern beobachtet auch dauernd die Umgebung des Horstes, um im rechten Augenblick eine Gefahr sofort zu bekämpfen. Er muß auf alles achten, was da in der Umgebung des Horstes geschieht und sich ändert. Die Kühe, die dort unten weiden, kennt er seit Jahren. Sie sind ungefährlich. Wenn aber ein Mensch kommt, so muß ein Falke, der Brut zu versorgen hat, alle Vorsicht zusammennehmen. Und dieser Mensch legt sich oft regungslos auf den Boden. Bei jedem An-

flug heißt es scharf aufpassen und sofort unterscheiden, ob das, was da kaum sichtbar unter dem Gesträuch liegt, ein toter Sack ist oder ein Mensch oder gar ein Marder.

Heute klettert Heinrich, der zwölfjährige, in dem Felsenspalt neben dem Horst hinunter. Das Klettern an der steilen Felswand fällt dem Jungen nicht leicht. Er muß die Beine und den Körper mit starker Gewalt gegen die beiderseitigen Felswände stemmen, um nicht abzurutschen. Nur langsam kommt er tiefer, und die Angst, im nächsten Augenblick in den Abgrund zu stürzen, liegt ihm schwer auf dem Herzen. Da stürzt der Falke wild auf ihn nieder. Was will dieser Junge in der Nähe des Horstes? Der Falke rüttelt vor dem Felsspalt. Der kletternde Mensch dort ist Gefahr für die Nestlinge. Wieder stößt der Falke auf den Jungen. Dem Knaben wird der kleine Turmfalk, der jetzt wieder rüttelnd vor dem Felsspalt steht, in seiner Kinderangst zu einem riesigen, gewaltigen Vogel, der ihn vernichten, zerstoßen und zerhacken wird. Fiebernd sucht sein Hirn nach Möglichkeiten der Abwehr. Da fällt ihm die Steinschleuder ein, die er noch in der Tasche trägt. Ein lockerer Stein ist bald gefunden. Fest stemmt sich der Junge gegen die Felswand. Als der Falke wieder rüttelnd in der Luft vor dem Felsspalt steht, fliegt der Stein los und trifft. Der Falke fällt schwer getroffen zu Boden. Lange noch flattert er im Gesträuch herum, immer wieder sucht er loszukommen von der Erde. Immer wieder müht er sich, Luft unter die Flügel zu bekommen. Er gibt nicht nach, kein Schmerz hält ihn ab von stets neuen Flugversuchen. Er muß nicht nur selbst

wieder hochkommen, er muß auch den Nestlingen Nahrung zutragen. Aber dann schnürt wieder der Fuchs an der Felswand entlang. Wenn es dem auch zunächst etwas unheimlich ist, — schließlich wagt er sich doch an diesen getroffenen Ritter der Lüfte heran.
Nun sind die Nestlinge am Kalkesborn ohne Eltern. Sie suchen Stunde um Stunde das Luftmeer ab, ob der Falke noch nicht heimkehrt und Nahrung bringt. Der Hunger, der jetzt in ihrem Innern wühlt, wird stärker von Stunde zu Stunde. In dieser Qual des Hungers vergessen sie, daß es am Horst ruhig sein soll. Sie schreien Stunde um Stunde nach Futter, aber niemand hört ihr Mahnen.
Niemand? Es haust in der Umgebung des Riffes manches Turmfalkenpärchen. Einem davon haben die Lausbuben der Nachbarschaft jetzt schon mehrfach das Gelege zerstört. Aber immer noch lebt in diesen Falken stark und mächtig der Brutdrang und Pflegetrieb. Sie müssen das Geschrei der jungen Falken gehört haben; denn am nächsten Tage sind wieder fütternde Falken am Horst.
So wächst das junge Geschlecht heran. Es wird ein Geschlecht tapferer Kämpfer werden, wie ihre Eltern es waren.



Geheimnis des Fischreiches*

Mein Bericht stammt von der Elbe.
Da kommt eines Morgens irgendein Bewohner des Dorfes an den Strom und will Wasser schöpfen. Er benötigt es bei seinen Arbeiten in der Nähe. Als er den gefüllten Eimer aus dem Wasser zieht, ist eine große Menge kleiner Fische darin. Kleine runde Fischlein. Vielleicht so dick wie ein Gänsefederkiel und so lang wie ein Zeigefinger. Als Kinder hätten wir natürlich eine große Freude daran gehabt, so viele Fische mit nach Hause nehmen zu können. Aber was soll jener Mann mit den Fischen tun? Er gießt das Wasser wieder aus und füllt den Eimer von neuem, und als wiederum so viele Fische darin sind, macht er dasselbe noch einmal. Jetzt beim dritten Male aber wird er böse, daß er gar keinen Eimer fischreines Wasser bekommen kann. Zornig stellt er sich aufrecht ans Ufer und schaut sich das Wasser genauer an.
Da werden seine Augen plötzlich groß. Erstaunen ist darin zu lesen und eine gespannte Aufmerksamkeit. Lange, sehr lange starren die Augen immer auf den gleichen Punkt. Dann wandern sie flußaufwärts. Immer am Ufer entlang. Dann fliegen die Augen mit einem schnellen Ruck zurück, und nun beginnt die

* Aus: Hans Bartmann: An Fischgewässern. Verlag J. Beltz, Langensalza.

gleiche Wanderung flußabwärts. Der Mann schaut noch dreimal den Fluß hinauf und hinab. Es bleibt immer dasselbe. Das 30 Zentimeter breite Band, das da vor ihm im Wasser liegt, zieht sich den Fluß hinauf, soweit man sehen kann, und zieht sich ebenso flußabwärts. Überall hält es sich gleichweit vom Ufer entfernt. Jede Einbuchtung nimmt es ebenso mit wie die Ausbuchtungen. Und dieses Band besteht, das sieht er ja deutlich vor sich, aus Hunderten, aus Tausenden, aus Millionen kleiner Fischchen.
Der Mann will hinter das Geheimnis kommen. Er läßt seinen Eimer stehen und wandert flußabwärts. Neben sich immer das Band, das aus wimmelnden Fischen gewebt ist. An der Kirchturmuhr, die hinter ihm schlägt, merkt er, daß er bereits eine halbe Stunde so wandert. Ein Ende des Bandes sieht er nicht. Er wandert trotzdem weiter. Er hört die Uhren benachbarter Dörfer schlagen. Er muß nun schon Stunden gewandert sein. Es ist kein Ende des Fischbandes zu sehen.
Da fällt ihm seine Mutter ein. Ja, werden die Dorfbewohner, wenn sie den einsamen Eimer am Ufer finden, nicht glauben, er sei ertrunken, und sofort zur Mutter laufen? Im Galopp rennt der Mann heimwärts. Von weitem schon sieht er eine Anzahl Menschen am Ufer stehen. Die arme Mutter!
Doch als er näher kommt, merkt er, daß sein Fehlen gar nicht aufgefallen ist. Das Band im Fluß nahe dem Ufer nimmt der Dorfbewohner Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Sie haben viel darüber zu reden und zu streiten. Aber erklären können sie es nicht. Der junge Mann geht darum recht bald heim zur Mutter und

hält dort sein Mittagsmahl, — so spät ist es inzwischen schon geworden. Dann aber treibt es ihn wieder hinaus. Jetzt geht er flußaufwärts. Viele Kilometer weit. Bis der Lauf eines Flusses, der hier mündet, seine Schritte hemmt.
Da aber werden seine Augen wieder so groß wie am Morgen. Das Band ist auch jenseits der Mündungsstelle noch zu sehen. Aber dort ist es schmaler. Und der andere Teil des Bandes verläuft jetzt den Ufern des Nebenflusses entlang. Merkwürdig! Und jetzt erst kommt ihm noch etwas anderes zum Bewußtsein. Aufmerksam starrt der junge Mensch dorthin, wo das Band sich teilt. Die Fischlein bleiben nicht an derselben Stelle stehen! Sie bewegen sich! Sie schwimmen flußaufwärts! Das Band aus Fischen liegt nicht ruhig im Wasser. Es bewegt sich. Immer wieder blickt der junge Mensch auf die Stelle, wo das Band sich teilt, und sinnt und sinnt. Es sind also den ganzen Tag schon ungeheure Mengen dieser Fischlein an ihm vorbeigewandert! Flußaufwärts! Das wandernde Band aus lebenden Fischleibern gewebt! Und jedesmal, wenn ein Fluß oder ein Bach einmündet in den Strom, schwimmt ein Teil des Bandes in diesem Gewässer hinauf. Der Rest aber kämpft sich durch die Strömung und wandert die Hauptstraße weiter.
Als der Mann so sinnend da steht, klatscht das Wasser plötzlich auf, und als er hinsieht, sagen ihm die starken Ringe und Kreise des Wassers, daß da etwas geschehen sein muß. Das Band der Fische ist in der Mitte der Kreise unterbrochen. Eine Anzahl Fischlein fehlt. Die Tierchen sind in eines Raubfisches Magen gewandert. Aber die Lücke schließt sich schnell wieder,

und das wandernde Band drängt weiter stromaufwärts. Das wandernde Band! Es zieht den ganzen Tag hindurch noch vorbei! Die ganze Nacht! Den ganzen kommenden Tag! Erst am dritten Tage ist es verschwunden.

Der junge Mann denkt noch lange nach über das Geheimnis des wandernden Bandes. Sicher, die Fischer sagen ihm, daß es junge Aale sind, die in ihre Wohngewässer, die Flüsse und Bäche mit schlammigem Grunde, wandern. Aber damit ist das Geheimnis noch nicht gelöst. Woher kam denn das wandernde Band?

Erst viele Jahre später erzählt ihm ein Fischer von der Strommündung, daß er diese bergwärts wandernden Jungaale fast in jedem Frühjahr sieht, und daß er ebenso in den stürmischen Nächten des Sommers und Herbstes immer eine große Anzahl ausgewachsener Aale fängt, die meerwärts wandern wollen, um dort ihre Eier abzulegen. Da ist der junge Mensch zufrieden.

Der Fischer aber erzählt ihm weiter, daß die Forscher sich mit dieser Erkenntnis nicht zufrieden gaben. Sie wollen wissen, wo denn jene meerwärts ziehenden Aale ihre Eier ablegen, wo also die Jungaale zur Welt kommen. Wie aber sollen sie das feststellen?

„Sie können ja den Aalen, die ins Meer schwimmen, nachfahren."

„Das haben sie auch getan. Aber da kam eine peinliche Überraschung. Sobald die Aale ins Meer kommen, begeben sie sich nämlich in so große Tiefen, daß sie jeder weiteren Beobachtung entzogen sind.

Schon in unseren Flüssen und Strömen bekommen die Aale, die meerwärts wandern wollen, größere Augen,

damit sie für das Leben in der Meerestiefe besser geeignet sind."
„Die jungen Aale schwimmen aber doch nicht so tief?"
„Nein, die leben ziemlich nahe der Oberfläche."
„Ja, kann man denn nicht den jungen Aalen entgegenfahren? Da müßte man doch auch an die Laichplätze kommen."
„Das stimmt. Aber es ist doch nicht so einfach. Wenn man nämlich etwas weiter ins Meer hinausfährt, sind die jungen Aale auch bald verschwunden."
„Dann ist dort der Laichplatz."
„Hm — aber statt der jungen Aale findet man dort im Meer andere Fischchen in Menge. Diese sehen aus wie ein Weidenblatt. Und es ist den Forschern gelungen, festzustellen, daß die jungen Aale sich aus diesen weidenblattähnlichen Aallarven entwickeln. Mit dieser Entdeckung waren die Forscher natürlich noch nicht zufrieden. Es war vor allem ein dänischer Professor Johannes Schmidt, der dem Geheimnis des Aales auf den Grund kommen wollte. Er fuhr also den Aallarven entgegen. Immer dorthin, wo diese an Zahl zunahmen, an Größe aber abnahmen. Das alles war nicht so leicht festzustellen. Es erforderte ungeheuer viel Arbeit. Die Forschungsfahrten wurden zunächst durchgeführt mit dem kleinen Dampfer ‚Thor'. Dieser kleine Forschungsdampfer aber durfte sich nicht in den Atlantischen Ozean hinauswagen. So mußten die weiteren Arbeiten von Handelsschiffen ausgeführt werden, bis 1913 die Aalforschung auf dem kleinen Schoner ‚Margarete' durchgeführt werden konnte. Die ‚Margarete' aber lief noch in demselben Jahr auf einen Felsen und ging zugrunde. Wieder

mußten Handelsschiffe die Arbeit übernehmen, bis 1920 noch einmal ein eigenes Aalforschungsschiff ausfuhr, der viermastige Motorschoner ‚Dana'. Nach jahrelanger, mühevoller Arbeit hat man das Geheimnis des Aales enthüllt: Die Aallarven entschlüpfen den Eiern westlich des Sargassomeeres."
„Das liegt ja beim Golfe von Mexiko."
„Das stimmt. Wenn die Aale unserer Flüsse ungefähr 15 Jahre alt sind, legen sie diesen weiten Weg zu ihren Laichplätzen zurück und kommen von dort nie wieder. Den gleichen Weg wandern aber auch die jungen Aale. Nur in umgekehrter Richtung. Durch das weite, weite Meer! Immer ostwärts! Die winzig kleinen Dinger! Noch keine 10 Millimeter sind sie groß, wenn sie im Sargassomeer in die Nähe der Meeresoberfläche kommen. Aber sie wachsen und wandern. Nach einem Jahr sind sie schon 50 Millimeter lang und haben ein gut Stück des Weges hinter sich. Sie befinden sich westlich der Azoren. Aber es geht immer weiter ostwärts. Im dritten Sommer, in dem sie 75 Millimeter lang werden, kommen sie schon in die Nähe Europas. Aus den Aallarven werden nach und nach ‚Glasaale'. Ungeheure Mengen aber sind inzwischen Räubern zum Opfer gefallen. Die Zahl ist merklich geringer geworden. Doch immer noch sind es Millionenheere, die im Frühjahr des vierten Jahres als ‚Steigaale' in den Flüssen aufwärts ziehen: das wandernde Band aus lebendigen Fischleibern gewebt. Im vierten Sommer sind aus den Steigaalen schon ‚Freßaale' geworden. Diese leben tagsüber im Schlamm verborgen. Nachts aber bricht bei ihnen allen die Raubfischnatur

durch. Sie füllen ihren Magen mit Fischen, Würmern, Krebsen, Insektenlarven und Schnecken, bis auch sie ausgewachsen und reif geworden sind für die große Fahrt zu den Laichplätzen in der Nähe des Sargassomeeres. Was dort in den großen Tiefen westlich des Sargassomeeres geschieht, hat noch keines Menschen Auge gesehen. Der Mensch ahnt nur, daß die Aaleltern hier ihr Leben lassen. Sie opfern sich für ihre Nachkommen."



Gründine

Gründine, die Laubheuschreckenjungfrau, steht wieder einmal im Begriff, sich umzukleiden. Sie hat das in ihrem Leben schon des öfteren tun müssen. Mehrfach sind ihr die alten Kleider zu eng geworden, und es ist ihr jedesmal nichts anderes übriggeblieben, als dieses Kleid abzustreifen und ein neues anzulegen. So ein Heuschreckenkind muß erschreckend viel futtern. Es soll in wenigen Monaten erwachsen sein; da muß es sich arg plagen. Gründine hat in ihrer Jugendzeit am Rande eines Grabens gehaust, der damals noch Wasser führte. Jede Raupe, alle Fliegen und Schmetterlinge wurden zu fassen gesucht. Ein Sprung! Die vier vorderen Beine umfassen die Beute. Ein Biß! Und der Kopf ist vom Rumpfe getrennt.
Ja, Gründine hat viel, viel futtern müssen, ehe sie ihre jetzige stattliche Größe erreichte. Und jetzt quält die Enge ihres Kleides sie wieder, sie muß wiederum an ein neues Gewand denken.
Aber es ist ein Ahnen in ihr, daß das Umkleiden dieses Mal von anderer Art ist. Woher ihr dieses Ahnen kommt, weiß sie nicht. Doch sie fühlt, daß etwas Großes bevorsteht, und eine Bangigkeit vor diesem Neuen, noch Unbekannten ist in ihr.
Sie verbirgt sich ängstlich. Sie hat das schon immer

getan, wenn sie ein anderes Gewand anlegte; denn das neue Kleid hat zunächst noch nicht die gleiche Härte wie das alte und gewährt deswegen weniger Schutz. Gründine ist in dieser Zeit überhaupt mehr mit sich selbst beschäftigt und kann darum nicht so scharf auf den Dorndreher achten, der ihr und den andern ihrer Sippe nachstellt.
Diesmal treibt ihr dunkles Ahnen sie noch tiefer ins Versteck als sonst. Aber vielleicht kommt diese Bangigkeit auch nur von den Schmerzen, die dieses alte Kleid verursacht, das für die Fülle des Körpers keinen Raum mehr gibt. Es geht so nicht weiter. Dieses Kleid muß abgestreift werden, mag kommen, was will. Da, jetzt ist es geplatzt, und dann — ein wenig dauert es noch — steht Gründine in ihrem neuen Staat.
Nun ist auf einmal Klarheit in ihr. War auch ihr bisheriges Kleid von adeligem Schnitt und von guter Farbe, dieses hier ist ihr Hochzeitskleid.
Ein wenig muß sie dieses Kleid sich noch härten lassen, und dabei kann sie es sich gleichzeitig etwas näher ansehen.
Das Hochzeitskleid! Wie schön sie sich darin macht! Das vollständig ausgebildete Gehörorgan an den Vorderbeinen ist ebenso ein Zeichen ihrer vollen Reife wie die fertig entwickelten Flügel. Die feinen, grünen Flügeldecken! Darunter die fächerartig gefalteten Hinterflügel! Das alles aber noch so durchsichtig, daß der lange Legestachel wie hinter leichtem Schleier hindurchschimmert. Ja, Gründine ist schön in ihrem Hochzeitskleid!
Da — auf einmal durchbebt es ihren Körper. Ganz in der Nähe klingt das laute Lied ihrer Sippe. Noch

nie hat Gründine es gehört. Aber sie ahnt, sie fühlt, was es bedeutet.
Ein Laubheuschreckenmann ruft nach ihr. Ihr Inneres drängt diesem Ruf entgegen. Zitternd eilt sie dem Klange zu, klettert den Busch hinauf. Doch unterwegs wird die bange Scheu vor dem Unbekannten wieder wach. Sie geht langsamer. Als sie den Geiger wahrnimmt, bleibt sie auf der Stelle sitzen. Der geigt dort oben im Strauch in einem fort. So sehnsüchtig und so voll Verlangen. Langsam geht Gründine ein paar Schritte näher. Jetzt hat der Geiger sie bemerkt. Lauter und schriller klingt sein Rufen; sein Locken wird zwingend. Gründine will voll Bangigkeit zurück und wird doch angezogen. Mehr und mehr steigern sich alle Bewegungen des Geigers zur höchsten Erregung. Nun naht er sich ihr plötzlich. Da faßt der Neuntöter, dieser Erzfeind aller Heuschrecken, den Heuschreckenmann. Voll Entsetzen jagt Gründine davon.
Dieses Erleben wirkt irgendwie in ihr weiter. Sie ist nun noch vorsichtiger, wenn sie dem Geigen und Zirpen der Heuschreckenmänner folgt, das nun überall in den Büschen des Gartens erklingt.
Dort in dem kleinen Baum am Gartenrand klingt es besonders laut. Langsam setzt Gründine sich nach dort in Bewegung. Stunden läßt sie sich Zeit. Dann klettert sie hinauf.
Ganz langsam, kaum merklich. Ihre Bewegungen sind fast unsichtbar. Selbst der Dorndreher vermag ihr Kleid nicht zu unterscheiden von den Blättern des Gezweiges.
Oben entdeckt sie zwei Freier. Als die beiden Grün-

dine bemerken, klingt ihr Zirpen sehr erregt und gereizt. Sie nähern sich aber nicht Gründine, sondern gehen aufeinander los. Wütend springt der eine den andern an. Ein heftiger Kampf entsteht. Und nun ein Sprung! Jetzt wird der Neuntöter kommen, zittert Gründine. Doch die beiden haben Glück, der Neuntöter erscheint nicht. Die zwei verlieren nur den Halt und fallen hinunter ins Gras.
Es kommen die lauen Abende des Spätsommers. Sie stehen unter der Herrschaft der Laubheuschrecken. Niemand macht ihnen diese Herrschaft streitig! Mag auch der Dorndreher noch so viele von ihnen holen, die Abendluft zittert von Tausenden zirpender Heuschreckenflügel. Auf jedem Strauch lockt es schrill und eintönig. Ein Schwingen und Zittern erfüllt ganz die sonst unbewegliche Luft. Und all die tausend Stimmen verbinden sich miteinander, gehen ineinander über, so daß es wie ein einziger hoher, schwingender Ton in der Luft schwebt.
In Gründine lebt immer noch unerfülltes Sehnen. Etliche Male folgt sie dem geigenden Rufen der Heuschreckenmänner. Doch ehe sie mit ihrer großen Vorsicht zu ihnen kommt, ist dem Ruf schon von einem andern Heuschreckenfräulein Erfüllung geworden.
Einmal geht sie dem Locken nach, das leise aus dem Weißdornbusch zu ihr her tönt. Langsam steigt sie durch die grünen Blätter. Jetzt hat der Zirper sie bemerkt. Sein Ruf wird zwingender. Er lockt und lockt in einem fort, und zirpt und zirpt in immer stärkerer Erregung. Bald ist Gründine bei ihm. Und dieses Mal wird aus ihrer Sehnsucht Erfüllung.
Sorgfältig und mit großer Vorsicht bettet Gründine

ihre Eier mit dem Legestachel in weiches Erdreich. Für jedes Ei schafft sie ein eigenes Bohrloch. Sorgfältig verwischt sie jede Spur ihrer Tätigkeit, die den Bergungsort verraten könnte.
Manches Mal noch folgt Gründine dem lockenden Ruf der Freier, und immer wieder birgt sie ihre Eier mit derselben Sorgfalt wie das erstemal.
Der Sommer geht dahin, und der Herbst kommt. Die Nächte werden kalt und kälter. Gründine fühlt sich matt und matter. Endlich fällt sie in einer kalten, feuchten Nacht tot von einem der Sträucher, auf dem sie den Spätsommer gelebt und geliebt hat. Fällt hinunter auf die Erde, der sie fürsorglich das kommende Geschlecht anvertraut hat.

